



Pioniere aus der Mitte der Gesellschaft

Der Weg hinauf zur Anlage ist nicht weit, aber eisig. Ein kalter Wind treibt die Schneeflocken durch Jühnde, ein 800-Seelen-Dorf, wie es so viele in Niedersachsen gibt: Die Kirche steht mitten im Dorf, aus ordentlichen Einfamilienhäusern und Fachwerk-Gutshöfen schimmert gemütliche Wärme durch die Spitzengardinen. Doch eines fällt

dem Besucher hier angesichts zweistelliger Minusgrade auf: Es quillt kein Rauch aus den Schornsteinen. „Es gibt nur noch ein paar wenige, die ihren Öl- oder Holzofen behalten haben“, sagt der Rentner Gerd Paffenholz lächelnd, stapft um die Ecke, und zeigt auf zwei riesige, runde Bottiche mit silbrigen Kuppeln. „Brauchen wir ja

auch nicht mehr. Unsere Wärme kommt von dort.“ Als erstes Dorf Deutschlands produziert Jühnde seit 5 Jahren nicht nur Strom, sondern auch fast die ganze benötigte Wärme zum Heizen aus der Biomasse, die die Landwirte der Region liefern. Keine „grünen Spinner“, sondern deutsche Durchschnittsbürger rafften sich vor 10 Jahren auf,



Gerd und Jeanne-Marie Paffenholz

stellten von Öl auf Biogas um und beheizen seitdem 140 Haushalte mit nachwachsenden Rohstoffen. Und sie sparen nicht nur Geld, sondern haben es auch ein ganzes Stück behaglicher.

Biogas-Debatte im Tennisverein

Alles begann, als Bürgermeister August Brandenburg Anfang 2001 einen Besuch von der Universität Göttingen bekam. Die Forscher wollten den theoretischen Debatten über den drohenden Klimawandel Taten folgen lassen und zeigen, dass es auch anders geht und ein Dorf seinen Energiebedarf selbst und vor allem klimaneutral produzieren kann. Die Dörfer der Region könnten sich bewerben, mithilfe

der Uni eine Biogasanlage zu installieren, die sowohl Strom als auch Heizwärme liefert. Den Zuschlag bekäme ein Dorf, das ausreichend landwirtschaftliche Fläche und genug Wald in der Nähe habe und dessen Bürger sich mehrheitlich bereit erklären, ein solches Experiment zu wagen. Brandenburg war sofort begeistert und trug die Idee in die Institutionen, über die die Gemeinde Jühnde funktioniert: die Sport- und Freizeitvereine. Beim Bier nach dem Tennistraining stieß die Idee auf Interesse und der Bürgermeister organisierte einen Informationsabend in der Sporthalle. Die Experten aus Göttingen kamen und sprachen von steigenden Ölpreisen, von Kriegen ums letzte Öl, von klimaschädlichem Kohlendioxid aus fossilen Brennstoffen, schmelzenden Gletschern und einem

untergehenden Hamburg. „Viele von uns hörten das damals in dieser Deutlichkeit zum ersten Mal“, sagt Paffenholz. Aber die Forscher malten nicht nur schwarz, sondern skizzierten einen Ausweg, von dem nicht nur das Klima, sondern auch Jühnde profitieren könne.

Geld bleibt in der Region

Die rund 200.000 Euro, die die Bewohner jährlich an Heizkosten ausgeben, würden künftig in der Region, ja zum Teil sogar im Dorf bleiben. „Für mich hat das den eigentlichen Ausschlag gegeben neben dem Fakt, dass die Idee aus einer neutralen und wissenschaftlichen Einrichtung kam“, so Paffenholz. So überzeugend war die Argumen-



Ein Wintertag in Jühnde: Die dorfeigene Biogasanlage liefert Wärme; Gerd und Jeanne-Marie Paffenholz vor ihrem Haus und (re. Seite) Jugendliche beim Spielen mit Ponys.



tation der Uni, dass er, als er später seine zu dem Zeitpunkt 15 Jahre alte Ölheizung rauswarf (die noch etwa 5 Jahre hätte weiterlaufen können) und immerhin 5.000 Euro für den Anschluss an das Bioenergiedorf investierte, keine Bedenken hatte, hier einen Fehler zu machen.

Dazu trug auch bei, dass die „Anlage“, wie die Jühnder ihr Strom- und Heizkraftwerk nennen, „technisch gesehen eigentlich gar nichts Neues war“, sagt Gerd Paffenholz, und die Kälte verwandelt jedes Wort in kleine Wölkchen. Nach seiner Pensionierung absolvierte der bedächtige, analytisch denkende Messtechniker einen 80-stündigen Kurs zum Gästeführer und führt nun jährlich rund 3.000 neugierige Besucher aus Ländern wie Japan, Südkorea oder den USA durchs Bioenergiedorf. Die anderen rund 6.000 Biogasanlagen in Deutschland funktionieren ähnlich, und auch das für die Verteilung der Wärme benötigte Nahwärmenetz gibt es anderswo zigfach. Doch die Jühnder waren die Ersten, die ein ganzes Dorf mit der Abwärme heizen, die der Motor entwickelt, wenn er das Biogas verbrennt und Strom produziert.

Aber was passiert, wenn dieser Motor mal stillsteht? Paffenholz zeigt auf einen haushohen Berg von Holzhackschnitzeln. Man habe in die Anlage von vornherein ein Holzhackschnitzel-Heizwerk integriert. Und für Notfälle und besonders kalte Tage unter

minus 20 Grad stehe sogar ein Ölheizkessel zur Verfügung. „Aber der ist zwei Winter gar nicht gelaufen“, betont Paffenholz.

Sparen wie der Nachbar

Mit Geld wurden die Jühnder nicht gelockt. „Uns wurde damals gesagt, dass die Heizkosten zumindest anfangs in etwa genauso hoch sein würden wie mit Ölheizung.“ Aber die Ökonomen von der Universität zeigten den Jühndern auch die Preiskurve für Öl. „Da konnte sich jeder selbst ausmalen, dass der Ölpreis weiter steigen wird.“ Heute spart jeder Haushalt in Jühnde gegenüber einer Ölheizung etwa 800 Euro Heizkosten im Jahr.

Paffenholz war einer der Ersten, der unterschrieb – aber nicht nur auf Papier, sondern auch auf einer kleinen Holzscheibe. Übereinandergestapelt und in der Sporthalle aufgestellt, zeigten sie jedem, wie die Zustimmung wuchs. „Wer sieht, dass der Nachbar mitmacht, der macht natürlich auch mit“, grinst Paffenholz über den Trick der Uni-Psychologen. Parteien, egal welcher Couleur, spielten in der Entscheidungsfindung im Dorf keine Rolle. In Jühnde sei der Funke deshalb so schnell übersprungen, weil diejenigen, die in den Vereinen Vertrauen genießen und den Ton angeben, sich gleich engagierten und die nötige Überzeugungsarbeit leisteten.

In kürzester Zeit hatten sich 60 Prozent der Jühnder sowohl finanziell als auch zur Mitarbeit in der Genossenschaft verpflichtet. Um die übrigen 15 Prozent zu gewinnen (die Universität forderte 75 Prozent Zustimmung), waren viele Gespräche und etliche Liter Bier und Kaffee nötig. 142 der 190 Haushalte in Jühnde schließlich waren ausreichend, Jühnde bekam von der Uni den Zuschlag. Die Jahre 2004 und 2005 standen dann ganz im Zeichen der erforderlichen Bauarbeiten: Beauftragte Firmen errichteten eine 700-kW-Biogasanlage. Parallel dazu wurden überall im Dorf die Straßen aufgebuddelt und 5.500 Meter Rohre, das Nahwärmenetz, verlegt.

Gewinn an Lebensqualität

„Sehen Sie, hier kommt das Wasser aus der Anlage an.“ Paffenholz steht nun im Keller seines Häuschens. Anstelle eines platzraubenden Heizkessels kommt ein Rohr aus der Wand, an dem Wasserzähler und Temperaturfühler angebracht sind. Nur 5 Grad hat das Wasser von der Anlage bis in Paffenholz' Häuschen verloren.

Früher war der Ölpreis für den Hausbesitzer ständig Thema. Wann wie viel Öl für den Winter kaufen? Und ist der Ölpreis wieder gestiegen? Jetzt ist die Biowärme einfach da. „Und im Keller stinkt's auch nicht mehr



„Wir hören immer drei Fragen: Stinkt's? Ist es laut? Mehr Verkehr, Lärm und Dreck im Dorf? Nein, nein und nein.“

Gerd Paffenholz

Soll und Haben

Die Umstiegskosten blieben für die Jühnder Bürger überschaubar: Jeder der 140 angeschlossenen Haushalte musste eine Einlage von 1.500 Euro für die Genossenschaft zahlen, 1.000 Euro kostete der Anschluss an das Wärmenetz und etwa 2.500 Euro die Installationsarbeiten und die Entsorgung der Ölheizung. Der Löwenanteil der insgesamt 5,3 Millionen teuren Investition wurde über einen Kredit der KfW-Bank und aus Fördermitteln von Bund, Land und Gemeinde finanziert. Inzwischen ist der Heizölpreis drastisch gestiegen und damit auch die Bereitschaft der Menschen in potenziellen neuen Bioenergieörfnern, einen höheren Eigenanteil zu leisten. Günstiger kann ein solches Projekt werden, wenn man die Wärme einer bereits bestehenden oder ohnehin geplanten Biogasanlage nutzt, anstatt diese selbst zu errichten, wie es in Jühnde passiert ist. Dort besitzt die Genossenschaft aus Jühnder Bürgern Biogasanlage, Hackschnitzelanlage und Nahwärmenetz. Die Bewohner sind ihre eigenen Energieversorger und nehmen jeden Cent wieder ein, den sie für die Wärmenutzung ausgeben. 5 Jahre lang zahlten sie 4,9 Cent pro Kilowattstunde für die Biowärme, erst kürzlich beschloss die Genossenschaft eine Erhöhung von 15 Prozent. Geld verdient die Genossenschaft vor allem über den Stromverkauf (17 Cent pro Kilowattstunde). Bei rund 1 Million Euro Umsatz im Jahr stammen 800.000 Euro aus der Stromeinspeisung, der Rest sind Einnahmen aus den Nahwärme-Abgaben.

nach Öl“, sagt Paffenholz. Wo einst Heizkessel und Öltank standen, haben sich viele Jühnder nun Hobbykeller oder Lagerräume eingerichtet.

Von Anfang an war es der Universität bei dem Projekt nicht allein um nachhaltige Energiegewinnung und Klimaschutz gegangen. Die involvierten Soziologen und Psychologen wollten über die Zusammenarbeit für die Bioenergie-Genossenschaft auch die Gemeinschaft im Dorf fördern, das oft nicht mehr als Schlafstatt für Arbeiter und Angestellte ist, die in die größeren Städte zur Arbeit pendeln müssen. Gemeinsam etwas zu erarbeiten, sollte das Dorf wieder lebendiger werden lassen. „Es ist schwierig, in einem Dorf wie Jühnde Fuß zu fassen“, sagt Jeanne-Marie Paffenholz, gebürtige Französin. „Wir sind vor 25 Jahren hierhergezogen, aber blieben doch lange Fremde.“ Erst die enge Zusammenarbeit in den Arbeitsgruppen für die Anlage änderte das. Durch diese „Bioenergiesache“ sei seine Familie jetzt „voll integriert“, jeder kenne ihn, und er kenne jeden, sagt Paffenholz.

Viele Nachahmer

Das Beispiel Jühnde macht Schule. Inzwischen gibt es in Deutschland etwa 60 Bioenergieörfner, rund 250 weitere sind mehr oder weniger konkret geplant. „Das

Nachbardorf hat letztes Jahr angefangen“, sagt Paffenholz. Barlissen will sich mit Jühnde demnächst ein Elektroauto teilen, das die Bürger per Carsharing nutzen und über zwei neue Elektrotankstellen aufladen können, die von den Anlagen in Jühnde und Barlissen gespeist werden.

Wo immer ein neues Bioenergieörfner entsteht, sie profitieren von den Erfahrungen der Pioniere von Jühnde: „Wir hören immer drei Fragen: Stinkt's? Ist es laut? Mehr Verkehr, Lärm und Dreck im Dorf durch der Transport der Silage und Gülle?“ Nein, nein und nein, antwortet Paffenholz entschieden. „Nur dreimal im Jahr müssen die Trecker durchs Dorf und machen mal ein wenig Dreck: Im Frühjahr, wenn sie Gras liefern, im Juni den Winterweizen und Ende September Mais.“ Und was den Gestank betrifft: „Es stinkt gar nicht mehr!“ Früher sei es schon unangenehm gewesen, wenn die Landwirte die Gülle auf die Felder ausgefahren haben. Damit ist es vorbei, seit die Bauern stattdessen den Gärrest aus der Anlage nutzen können. „Der ist wegen des hohen Mineralienanteils für die Landwirte viel wertvoller“, sagt Paffenholz. Der Bauer ist froh und das Dorf kann durchatmen.

Kontakt: eckhard.fangmeier@kommunikationsaufgaben.de

Text: Sascha Karberg

Bilder: Dörthe Hagenguth